

## *Rock 'n' Roll und Sputnik-Triumph. Erkundungen über „Moderne“ in den 50er Jahren*

*Edgar Wolfrum*

„Moderne“ wird bekanntlich sowohl periodisierend als auch strukturierend und wertend verwendet. Die Mehrdeutigkeit der Begriffsverwendung ist dieser Selbstthematizierung eingeschrieben. Dabei ist die Geschichte der Moderne kaum schon rekonstruiert, das gilt auch für das moderne, das gegenwärtige Zeitalter. Wirkungsverflechtungen und wechselseitige Bedingtheiten im Zeitverlauf sind nicht voll bekannt, gleiches gilt für Konkurrenzverhältnisse und Beschleunigungssituationen. Der Kalte Krieg nach 1947, die Zweiteilung der Welt, beinhaltete nicht allein militärische Optionen, sondern ihn kennzeichnete weit darüber hinaus eine Interessenverbundenheit ökonomischer, ideologischer und gesellschaftspolitischer Natur aller Länder, die sich um die jeweilige Supermacht gruppierten. Ja, mit Ausnahme der atomaren Waffen kam in ihm auf beiden Seiten alles materiell und immateriell Verfügbare zur Anwendung, um den Konflikt der Systeme für sich zu entscheiden.<sup>1</sup> Die Presskraft des Kalten Krieges und des Ost-West-Konflikts hinsichtlich einer jeweils unterschiedlich verstandenen „Moderne“ soll im Folgenden andiskutiert werden. Vor allem an der Schnittstelle des Ost-West-Konflikts, in den beiden deutschen Staaten, werden Erkundungen stattfinden: auf dem Feld der Kultur, im Bereich Technik und Konsum und auf dem Gebiet der (politischen) Ideen.

### *1. Kultur*

Selbstverständlich hat es die muffige und biedere Seite der bundesdeutschen Nachkriegskultur gegeben, dies zu leugnen wäre völlig unsinnig. Vieles war „bleiern“ in den 50er Jahren oder noch zumindest nach Biedermeier – aber eben längst nicht alles. Auch kulturelle Trends blieben in den alles überwölbenden Ost-West-Konflikt eingebettet. Man sieht dies in der Architektur – Stalinallee in Ost-Berlin gegen Hansaviertel in West-Berlin<sup>2</sup> – oder in den Bildenden Künsten. Im Westen löste eine gegenständliche Malerei fast schlagartig die Gegenständlichkeit ab. Nicht wenige Zeitgenossen und Kunsthistoriker überhöhten die Abstraktion als Ziel der modernen Entwicklung, als ihren Gipfelpunkt seit der Renaissance. In der Abstraktion wurde ein Modellfall einer Weltkultur erkannt. Aber die Welt war durch den Eisernen Vorhang zweigeteilt. Eine heroisierende Menschendarstellung galt im Westen als totalitär und erinnerte an (oberflächlich) überwundene Zeiten des „Dritten Reiches“ – und im Osten erklärte man die Abstraktion zum Inbegriff kapitalistischer Dekadenz. Die

<sup>1</sup> Vgl. Bernd Stöver: Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947-1991. München 2007.

<sup>2</sup> Vgl. Gabi Dolff-Bonekämper: Das Hansaviertel. Internationale Nachkriegsmoderne in Berlin. Berlin 1999. Valerie Hammerbacher/Dorothee Keuerleber: Weißenhofsiedlung Stuttgart. Wohnprogramm der Moderne. Stuttgart 2002.

Kunst verfrachtete man auf beiden Seiten der Blöcke, wie fast alles, in die Schützengräben des Kalten Krieges.

Gegenstand und Figur gerieten im Westen in den Verdacht, entweder kommunistisch, unkünstlerisch oder nationalsozialistisch/faschistisch zu sein. Der „Sozialistische Realismus“ in der DDR und den osteuropäischen Staaten schien die Verwandtschaft der braunen und der roten Diktatur zu beweisen. Im Jahr 1955 erfolgte die Gründung der Kasseler „documenta“ mit dem erklärten Ziel, die Abstraktion als Ausdruck der Moderne zu adeln und nach langen Jahren der Nacht und dem Verdikt einer „entarteten Kunst“ den Westdeutschen endlich wieder Anschluss an die Moderne zu ermöglichen. „Da kommt man wohl nicht umhin“, so Werner Haftmann in seiner Einführung von 1955, „noch einmal die schmerzhaften Erinnerungen anzurühren an jene jüngst vergangene Zeit, in der Deutschland aus der vereinten Anstrengung des modernen europäischen Geistes heraustrat [...]“ Später schloss er mit den Worten:

„Diese Ausstellung ist weder als Bereicherung für Kenner noch zur Belehrung Widerstrebender gedacht. Sie ist für die heraufwachsende Jugend gedacht, für deren noch unbekannte Maler, Dichter, Denker, daß sie erkennen mögen, welcher Grund ihnen zubereitet wurde und was es zu verwalten und was zu überwinden gilt. Rechtfertigung und Würde unseres modernen Geistes ist immer das Bewußtsein unserer Freiheit nach vorn.“<sup>3</sup>

Vier Jahre später, 1959, zur zweiten documenta, erwiesen sich die Ausstellungsmacher als noch mutiger, denn sie wandten sich der „Kunst nach 1945“ zu. Propagiert wurde „das globale Abstraktgewordensein der modernen Kunst; es galt, für diesen Anspruch der gegenstandsbefreiten Bildpraxis eine lückenlose Entwicklungslogik zu konstruieren“.<sup>4</sup> Farbe wurde als Farbe und Form als Form reflektiert. Wer sich in der staatlichen Kunstförderung der Bundesrepublik umschaute, wer einen Blick in die öffentlichen Gebäude warf, wer sah, wie sich Industrieverbände um eine Kunstförderung bemüht zeigten – dem wurde schnell klar, dass westliche Moderne und Abstraktion zwei Seiten der selben Medaille darstellten.

Die sozialistische Kulturpolitik in der DDR hingegen prägte ein vehementer Affekt gegen die künstlerische Moderne, und das Gegenmittel gegen diese als dekadent gebrandmarkte Moderne lautete „sozialistischer Realismus“.<sup>5</sup> Drei Prinzipien sollten ihn auszeichnen: die Parteilichkeit, die Volksverbundenheit und der sozialistische Ideengehalt. Parteilichkeit – dies war das Postulat, wonach der sozialistische Kunstschaffende ein aktiver Mitkämpfer, ein leidenschaftlicher Mitstreiter der Ideen des Friedens und des Sozialismus sein und diese Ideen mit seinen, den künstlerischen Mitteln, in die Massen pflanzen sollte. Volksverbundenheit – dies bedeutete nicht einfach Anpassung an den Massengeschmack, vielmehr (und hier verband sich der Gedanke mit der Idee der Parteilichkeit) eine Art Anknüpfung an das Vorhandene

<sup>3</sup> Documenta. Kunst des XX. Jahrhunderts. 15. Juli bis 18. September 1955 Kassel. München 1955, S. 16 und S. 25.

<sup>4</sup> Harald Kimpel/Karin Stengel: II. documenta '59. Kunst nach 1945. Internationale Ausstellung. Eine fotografische Rekonstruktion. Bremen 2000, S. 5. Siehe auch: Arnold Bode. Documenta Kassel – Essays. Kassel 1964.

<sup>5</sup> Vgl. Günter Erbe: Die verfemte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem „Modernismus“ in Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur der DDR. Berlin 1993, S. 28 ff.



und schließlich Hinführung zum erwünschten Bewusstseins- und Geschmacksniveau. Sozialistischer Ideengehalt – dies meinte das marxistisch-leninistische Geschichtsverständnis und Menschenbild, in dem das „Typische“ und der „positive Held“ im Mittelpunkt zu stehen hatten.

Die Gründe für eine Abwertung der künstlerischen Moderne in der Nachkriegszeit – und oftmals, wenn auch verschämt – des Dadaismus, des russischen Futurismus und der proletarischen Avantgarde der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg liegen auf der Hand: In den Werken der spätbürgerlichen Moderne und der Abstraktion würden die destruktiven, Irritationen und Verunsicherungen auslösenden Impulse überwiegen. Positive Traditionen verschmähten sie; stattdessen riefen sie Ängste und Perspektivlosigkeit hervor, die Absurdität des Lebens adelten sie zum herausragenden Thema. Im pauschalen Verdikt gegen den „Modernismus“, das alle kulturpolitischen Kampagnen der SED in den 50er Jahren durchzog, wird die Vielfalt der Kunstströmungen des 20. Jahrhunderts komplett eingedampft und auf den simplen Gegensatz von „Modernismus“ und „Realismus“ gebracht. So generierte die Partei jenes Feindbild, von dem sich die schaffende sozialistische Kunst abzusetzen hatte. Dieses extrem reduzierte Modernebild bringt „Modernismus“ und „Dekadenz“ zur zerstörenden Deckungsgleichheit, indem es sich vulgärmarxistischer Losungen bediente. Die DDR konnte sich als aufstrebende Gesellschaft nur dann verstehen und erfolgreich präsentieren, wenn zugleich angenommen wurde, dass die bürgerlichen Gesellschaften, insbesondere die Bundesrepublik, im sicheren Verfall begriffen waren. Das Dekadenzverdikt ging unmittelbar in den Vorwurf des Formalismus über, der nicht mehr als sinnentleerte Spielerei mit Formelementen und Gestaltungsmitteln sei – damit waren alle Tendenzen der abstrakten Kunst, der konkreten Malerei, aber auch etwa der Artikulationslyrik verfehmt. Im Beschluss des 5. ZK-Plenums der SED 1951, dem wichtigsten Dokument zur Haltung der Partei in der Formalismusfrage, wurde die Dominanz der Form in der Kunst scharf verurteilt.<sup>6</sup>

So eindrücklich dieser antimodernistische Affekt ist, erklärungsbedürftig bleibt noch, wie es – aus der Sicht der SED – zu diesem Abrutschen in die Dekadenz kam. Die Genese verlief demnach so: Jene nichtmimetischen künstlerischen Ansätze, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutsam wurden und im Rückblick als Beginn der Moderne betrachtet werden können, hätten sich davon losgesagt, die Erscheinungen der Realität darzustellen und sich vielmehr auf die Eigengesetzlichkeiten ihrer Mittel konzentriert. Dies habe nicht weniger bedeutet als die Absage an die Erkenntnisfunktion der Kunst und sei eine radikale Abkehr von der humanistisch-realistischen Tradition, wie sie seit der Renaissance bestanden habe, gewesen. An ihre Stelle sei überstiegener Subjektivismus getreten. Eine Kunst jedoch, die nicht in realistischer Manier den Kausalnexus der Gesellschaft offen lege, könne nur Ausdruck des Verfalls und keinesfalls ein kulturelles Erbe sein. Sie bleibe grundsätzlich ungeeignet – Moderne meint aus dieser reduktionistischen Sicht nichts anderes als die Kunst eines elitären Ästhetizismus.<sup>7</sup>

<sup>6</sup> Ebda., S. 35.

<sup>7</sup> Autoritativ festgeschrieben wurde dies im einflussreichen Kulturpolitischen Wörterbuch, Ost-Berlin (2) 1978.

Dass amerikanische Rockmusik in der Nachkriegszeit zum Synonym für Dekadenz, Verfall und Fäulnis geriet, vor der man die einheimische Jugend zu schützen habe, kann angesichts eines 1956 von Elvis Presley präsentierten Songs, der keine vernünftige Botschaft mehr enthielt, kaum überraschen. „Awopbopalooop-bopalopbamboom! Tutti frutti! All rottie! Tutti frutti!“ – ein solcher „Text“ rief auch bei vielen im Westen, vor allem Erwachsenen, ungläubiges Erstaunen, dann – angesichts der Reaktionen ihrer Kinder – helles Entsetzen hervor. Diese Gegenwelt zum heimischen Musikmarkt mit Schlagerschnulzen und Volksmelodien, welchen die mittlere und ältere Generation bevorzugt anhing, brachte ein neues Lebensgefühl zum Ausdruck. Rock 'n' Roll war laut, schmutzig, hämmernd, trotzig und sinnlich, war Aufruhr gegen Althergebrachtes, gegen Scheinidyllen und die Ordnungsregeln der Erwachsenenwelt. Auf längere Sicht gesehen trug diese Musik – sowie die neuen Medien Radio, Schallplatte und Fernsehen – dazu bei, dass bei westdeutschen Jugendlichen weltoffene, individualistische und auch tolerante Grundhaltungen entstanden – die Westintegration wurde so musikalisch zuerst laut untermalt, dann fest untermuert.

Am Beispiel der Beat- und Rockmusik lässt sich trefflich untersuchen, wie sich die westdeutsche Gesellschaft aus traditionellen Bindungen löste.<sup>8</sup> Der Wiederaufbau nach dem Krieg musste ja mit demselben Volk vonstatten gehen, das kurz zuvor noch „Heil Hitler“ gebrüllt hatte, und die mentalen Verhaftungen im Alten waren erheblich stärker als man gemeinhin vermutet – ein Blick in die so zahlreichen „Benimmbücher“ der Zeit lehrt dies. Die SED ihrerseits tat alles, um das „Gift des Klassenfeindes“ nicht über die Staatsgrenze schwappen zu lassen; sie appellierten durchgängig an eine kleinbürgerliche Moral. So beschuldigte etwa ein Handbuch über den idealen DDR-Soldaten 1957 die Bundesregierung, junge Männer mit Boogie-Woogie, Rock 'n' Roll, Pornographie und den Brüsten weiblicher Filmstars zu Aggressionen gegen die DDR und ihre Bruderstaaten verleiten zu wollen. Und 1958 – nachdem es in West-Berlin bei einem Bill Haley-Konzert wieder einmal zu Krawallen gekommen war – erklärte Willy Stoph, der bundesdeutsche Verteidigungsminister Franz Josef Strauß habe solche Konzerte angeordnet, um Aggressionen zu schüren und Jugendliche auf die Wehrpflicht vorzubereiten. Den ostdeutschen jungen Menschen empfahl man „sauberes“ Tanzen und „anständige“ Kleidung; der Sozialismus trage die höhere Moral.<sup>9</sup>

Auf der Spurensuche nach dem viel beschworenen Wertewandel in der Bundesrepublik, nach der Verwestlichung, können insbesondere Jugendliche als die Träger-schichten der Veränderungen identifiziert werden. Seit den 50er Jahren weiteten sich materielle Spielräume gewaltig. Mehr Freizeit, mehr Geld, mehr Warenangebot – den in dieser ersten deutschen Massenkonsum- und Wohlstandsgesellschaft groß gewordenen jungen Menschen war es wie keiner Generation zuvor und danach vergönnt,

<sup>8</sup> Vgl. Uta G. Poiger: Rock'n'Roll, Kalter Krieg und deutsche Identität, in: Konrad Jarausch/Hannes Siegrist (Hrsg.): Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970. Frankfurt a. M. 1997, S. 275-289.

<sup>9</sup> Ebda., S. 285 f.

kulturelle und politische Spielräume zu nutzen. Und diese moderne Massenkultur bewirkte eine „Politisierung der Alltagspraktiken“.<sup>10</sup>

## II. Technik und Konsum

Zum auffälligen Gradmesser der Modernisierung von Lebensverhältnissen im Westen wurde die Motorisierung. Waren zu Beginn der 50er Jahre noch Bus, Bahn und Fahrrad die gebräuchlichsten Fortbewegungsmittel in der Bundesrepublik Deutschland und lag im internationalen Vergleich Westdeutschland bei der PKW-Dichte weit zurück – 1953 besaß jeder vierte US-Bürger ein Auto, in Großbritannien waren es fünf, in Frankreich vier und in Westdeutschland zwei von 100 Personen – so verdoppelte sich hier zwischen 1957 und 1961 die Zahl und stieg von 2,36 auf 4,84 Mio. Kraftfahrzeuge. 1957 übertraf die Zahl der neu zugelassenen PKWs erstmals diejenige der Neuzulassungen bei Krafträdern, mit denen die Motorisierung begonnen hatte. Zwischen 1950 und 1960 vervierfachte sich der PKW-Bestand, doch dies war erst der Beginn eines sprunghaften Anstiegs. Der erfolgreichste deutsche Kleinwagen war das „Goggomobil“, 1955 bis 1967 von der Hans Glas GmbH im niederbayerischen Dingolfing hergestellt. Der „Käfer“, von der NS-Propaganda angekündigt, wurde erst in der Nachkriegszeit zu einem „Volks“-Wagen: Am 4. Dezember 1961 lief der fünf-millionste Volkswagen vom Montageband.<sup>11</sup>

Der wirtschaftliche Boom erfasste, wenn auch in unterschiedlicher Geschwindigkeit und Ausprägung, ganz Westeuropa. Nie zuvor und niemals mehr danach gab es eine solch einzigartige Prosperitätsperiode. Die grundlegende Verbesserung des Lebensstandards war für die Arbeitnehmer eine völlig neuartige Erfahrung. Nie zuvor waren die Menschen in Westeuropa schneller wohlhabend geworden. Die außergewöhnliche Steigerung der Durchschnittseinkommen korrespondierte mit außergewöhnlichen Arbeitsmarktchancen, denn der Nachfragesog nach Arbeitskräften war ohne Beispiel in den 50er Jahren. Darüber hinaus hat der Boom den Konsum und die sozialen Strukturen nachhaltig verändert. Unter produktionstechnischen Gesichtspunkten brachte er den endgültigen Durchbruch der standardisierten Massenproduktion mit sich. Die westeuropäischen Länder erreichten im Handel einen historisch nie gekannten Internationalisierungsgrad, dazu gehörte auch die hohe Mobilität des Kapitals und des technischen Fortschritts. Für die Regierungen, bis hinunter zur kommunalen Ebene, eröffneten sich große finanzielle Spielräume für den Aufbau eines modernen Wohlfahrtsstaates sowie für infrastrukturelle Maßnahmen etwa der Stadt- und Raumplanung. Schließlich hat der Boom westeuropäischen Staatsformen und Verfassungen zu großer Stabilität verholfen.<sup>12</sup>

<sup>10</sup> Dazu Axel Schildt: *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenkultur und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre*. Hamburg 1995 sowie Detlef Siegfried: *Time is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*. Göttingen 2006.

<sup>11</sup> Vgl. Ulrich Kubisch: *Motor-Roller mobil. Vom zivilisierten Zweirad zum Fast-Automobil. Eine Geschichte der Massenmotorisierung*. Berlin 1985.

<sup>12</sup> Vgl. Hartmut Kaelble (Hrsg.): *Der Boom 1948-1973. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Europa*. München 1992.

Das „Wirtschaftswunder“ war dabei nicht nur eine bundesdeutsche Besonderheit, auch in Italien sprach man beispielsweise von einem „miracolo economico“. Dennoch gab es einige begünstigende Faktoren, die in anderen Ländern nicht zu finden waren und als spezifisch westdeutsch bezeichnet werden können: Nirgendwo sonst war ein so großes Reservoir an qualifizierten, flexiblen und leistungsorientierten Arbeitskräften vorhanden, wie es die Bundesrepublik durch das Millionenheer von Flüchtlingen und Vertriebenen hatte; noch bis zum Mauerbau 1961 strömten aus der DDR vor allem junge und hoch qualifizierte Menschen in die bundesdeutsche Wirtschaft. Die Rahmenbedingungen der sozialen Marktwirtschaft, der Konsenskapitalismus und die gemeinwohlorientierte Politik der Gewerkschaften sicherten den Arbeitsfrieden. Steuerliche Begünstigungen und maßvolle Lohnpolitik der Gewerkschaften ließen die Unternehmensgewinne rasant steigen, die wiederum investiert werden konnten. Die internationale Nachfragesteigerung durch den Koreakrieg hat die Rückkehr Westdeutschlands auf den Weltmarkt erleichtert, weil davon Branchen betroffen waren, die traditionell die Stärke der deutschen Industrie ausmachten. Das Spitzentempo der westdeutschen Industrie erklärt sich vor allem aus den Exporterfolgen, das Siegel „Made in Germany“ erlangte Weltgeltung, und der Volkswagen stieg zu einem Epochensymbol auf. Die Liberalisierung des Außenhandels und eine unterbewertete D-Mark brachten schließlich den Effekt vorteilhafter Währungsrelationen. Unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten waren somit die 50er Jahre das eigentliche Erfolgsjahrzehnt der Bundesrepublik, wobei es sich bei Wirtschaftshistorikern eingebürgert hat, von den „langen fünfziger Jahren“, einem Zeitraum ungebremsten Wachstums zwischen 1949 und 1966, zu sprechen.<sup>13</sup> Schließlich: Das „Wirtschaftswunder“ hatte in der Bundesrepublik, viel mehr als in anderen europäischen Ländern, eine politische Bedeutung. Nach den Erfahrungen des Nachkriegselends und dem Verlust klassischer nationaler Identifikationen durch die Kriegs- und Verbrechenpolitik des „Dritten Reiches“ sowie durch die deutsche Teilung konnte aus ihm Identität abgeleitet werden. Man war wieder wer, und man war es auf der „richtigen“ Seite des Kalten Krieges.

Freilich: Mitten im schönen Aufschwung, im Jahr 1957, drohte die heile Welt zusammenzubrechen. Zweifel kamen mit einem Schlag auf. Die Ingenieure des Kreml stürzten den Westen in eine schwere Krise, manche sprachen von einem technischen Pearl Harbor. Dass es der angeblich so rückständigen Sowjetunion gelungen war, einen künstlichen Erdtrabant in den Weltraum zu schicken, bedeutete den größten Triumph des Ostblocks im Kalten Krieg. Sputnik I war ein Schock für den Westen, verursacht von einer Diktatur, die auf Wissenschaft und Technik setzte. Die sowjetische Nachrichtenagentur Tass triumphierte:

„Künstliche Erdsatelliten werden dem Weltraumflug den Weg bereiten, und es hat den Anschein, als werde die gegenwärtige Generation Zeuge sein, wie die befreite und bewusste Arbeit der Menschen der neuen sozialistischen Gesellschaft selbst die kühnsten Träume der Menschheit verwirklicht.“

Und das SED-Organ „Neues Deutschland“ erinnerte mit einem Gedicht an den Beginn des neuen Menschen mit der russischen Oktoberrevolution:

<sup>13</sup> Werner Abelshäuser: Die langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966. München 1987.



„Der neue Mensch war vierzig Jahre kaum / und seine roten Siegesfahnen wehten / von vielen mächt'gen Zinnen des Planeten / Da stieß er vor schon in den Weltenraum / Sein Stern umflog die Erde hoch und weit / und funkte Botschaft viele tausend Male / Es klang wie Völker, höret die Signale / Es war wie Anbruch einer neuen Zeit.“<sup>14</sup>

Die Selbstwahrnehmung, dass man in vielen Dingen dem Westen überlegen sei, erfuhr eine Bestätigung, und für die USA ging der Nimbus der technologischen Überlegenheit verloren. Dementsprechend düster waren die westlichen Kommentare; Daily Mirror titelte: „Up goes a man-made moon. Russia beats America to it“, und News Chronicle verkündete sogar schon: „Russia wins Space Race“.<sup>15</sup>

Der „neue Mensch“ und ein Weltniveau erreichender sozialistischer Staat, der, so sah es aus, der Zukunft zugewandt war, weil er seinen Bürgern Arbeit bot und Fürsorge angedeihen ließ, – all dies wurde in der SED-Propaganda leitmotivisch benutzt. Und im Westen? Der „Klassenkampf von oben“, den die SED mit ihren Transformationsprozessen lostrat, wurde scharf verurteilt. Doch es hat in den 50er Jahren eine große – thematisch damit durchaus verwandte – westdeutsche Diskussion darüber stattgefunden, ob durch die zeittypischen Entwicklungen – Sozialpolitik, soziale Marktwirtschaft, Verwerfungen, genauer: Auflösung alter Strukturen seit dem Krieg – eine „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ in Westdeutschland entstanden sei, wie es der bekannte Soziologe Helmut Schelsky meinte. Dieses Etikett war griffig, und konservative Politiker führten es gerne im Munde – genauso wie später den Erhard'schen Begriff der „formierten Gesellschaft“, der ebenfalls auf die Konkurrenzsituation mit dem sozialistischen Osten verwies. Doch die soziale Realität sah anders aus. Die Gesellschaft war nicht nivelliert, es herrschten nach wie vor große Einkommens- und Lebensunterschiede zwischen einzelnen Schichten und Gruppen. Viel glücklicher gewählt und näher an der Wirklichkeit ist ein Begriff, den ein Historiker unserer Tage, Josef Mooser, geprägt hat. Danach hat es seit dem Ende der 50er Jahre durch den Wohlfahrtsstaat einen „Abschied von der Proletarität“ gegeben.<sup>16</sup> Die Sozialstruktur der Bundesrepublik veränderte sich somit weniger über eine Umverteilung als vielmehr durch eine Anhebung des Gesamtniveaus.

Der Konsumindustrie kam dieser Umstand zupass. Wer strebsam war, so die Botschaft der kommerziellen Werbung, die in der gesamten westlichen Welt ihren Siegeslauf begann, konnte sich die neue Warenwelt und auch den damit assoziierten guten Geschmack leisten.<sup>17</sup> Diolen, Krepp, Nylon, Perlon, PVC, Resopal und Trevira hießen die modernen Zauberworte, aus denen Textilien und Einrichtungsgegenstände entstanden. Die kuriose Formenwelt der Nierentische, Tütenlampen und des Gummibaums traf indessen nur den Geschmack einer Minderheit, er war niemals das bestimmende Element des Wohnstils, sondern immer nur ein Ausschnitt einer viel breiteren Palette, auf der vor allem der alter Plüsch überdauerte. Und doch drückte

<sup>14</sup> Zitate bei: Bruno Preisendörfer: Der rote Mond. Wie Moskaus Sputnik, der erste Satellit, vor 50 Jahren die westliche Welt schockierte und in Aufruhr versetzte. In: Die Zeit Nr. 39, 20. 9. 2007.

<sup>15</sup> Daily Mirror, 5. 10. 1957; News Chronicle, 5. 10. 1957.

<sup>16</sup> Josef Mooser: Abschied von der „Proletarität“. Sozialstruktur und Lage der Arbeiterschaft in der Bundesrepublik in historischer Perspektive. In: Werner Conze u. a. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Beiträge zum Kontinuitätsproblem. München 1983, S. 143-186.

<sup>17</sup> Vgl. Dirk Schindelbeck u. a.: „Haste was, biste was!“ Werbung für die soziale Marktwirtschaft. Darmstadt 1999.

sich in der modernen Formgestaltung im Gefolge des Bauhaus-Stils der 20er Jahre eine expressiv-eskapistische Ästhetik des Alltagsinventars aus, das wie ein Gegenbild wirkte zur gesellschaftlichen Wirklichkeit von harter Arbeit und immer noch sichtbarer Kriegszerstörung.

Die Technisierung und Rationalisierung der Hausarbeit, die in den 50er Jahren einsetzte, kam der Entwicklung entgegen, dass mehr Frauen beruflich tätig sein wollten, weil sich dadurch die benötigte Arbeitszeit für Haushalt und Familie verringerte.<sup>18</sup> Kochplatten, Handrührgeräte, Waschmaschinen, Staubsauger und Kühlschränke zogen nicht schlagartig in alle Haushalte ein und blieben zum Teil noch bis weit in die 60er Jahre hinein teure Luxuswaren, doch eine zunehmende Ausstattung mit elektrischen Geräten war ein Trend der aufkommenden Konsumgesellschaft und veränderte die Alltagswelt gründlich. Sie erleichterten auch den Gebrauch und Verzehr konservierter, teils schon fertig komponierter neuer Nahrungsmittel, womit wiederum zusätzlich Zeit gespart werden konnte. Das Fertiggericht „Ravioli“ war ein typisches Produkt der 50er Jahre, und mit dem „Toast Hawaii“ glaubten die Westdeutschen Anschluss an die Küchen der Welt gefunden zu haben.

Neue Konsummuster entstanden einerseits durch neue Nahrungsmittel wie Reis im Kochbeutel oder durch ein ganzjähriges Angebot von Gemüse, das ermöglicht wurde, weil sich Erdöl verbilligte und so der Einsatz von Treibhäusern wirtschaftlich wurde. Andererseits begann eine neue Form des Einkaufens in Selbstbedienungsläden und Supermärkten, die man bis dahin nur aus Berichten über die USA kannte. Ihr Umsatzanteil gegenüber den kleinen Bedienungsläden stieg in Westdeutschland von 4,4 % 1956 auf bereits 62 % im Jahr 1964. Tiefkühlkost, Fertigprodukte und schnellere Transportwege für Obst und Südfrüchte bewirkten, dass der regionale Markt nicht mehr alleiniger Maßstab war. Bereits die Zeitgenossen, die damit ihre Mangel Erfahrungen abstießen, kokettierten mit dem Begriff der „Fresswelle“, die die Bundesrepublik für kurze Zeit erfasste und welcher bei der Durchsetzung neuer Konsummuster im Sinne eines demonstrativen Konsums statt sparsamer Lebenshaltung eine Schlüsselfunktion zukam.

Keineswegs bloß ein Getränk, sondern eine Art Lebensform des „American Way of Life“ war Coca-Cola, und wenn es einen Satz gibt, der die Umverteilung und sich verändernden Erfahrungen von Arbeit, Konsum und Freizeit auf den Punkt brachte, dann war es der Werbeslogan „Mach mal Pause. Trink Coca-Cola“.<sup>19</sup> Objektive Verbesserungen und subjektive Wahrnehmungen der Lebensqualität liefen somit insgesamt parallel, und der gewonnene „kleine Wohlstand“, der vor allem seit Ende der 50er Jahre die Lebenspraxis veränderte und die Erfahrungen der Menschen trotz aller bestehenden sozialstrukturellen Differenzierungen bestimmte, verwies bereits auf den großen Wohlstandsschub, der in den 60er Jahren bevorstehen sollte.

Im östlichen Europa sah der Massenkonsum grundsätzlich anders aus.<sup>20</sup> Auch „Freizeit“ bedeutete etwas anderes als im Westen. Über diese außerhalb der vorge-

<sup>18</sup> Siehe dazu die allgemeinen Trends bei Hartmut Kaelble: Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart. München 2007.

<sup>19</sup> Vgl. Michael Wildt: Vom kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der 50er Jahre. Frankfurt a. M. 1996, S. 101.

<sup>20</sup> Mit vielen Einzelbeispielen: Kaelble, Sozialgeschichte Europas.

schriebenen Arbeitszeit liegende Zeit durfte der Bürger nicht ganz nach eigenem Ermessen verfügen. Er hatte vielmehr die durch wirksame Sanktionen gesicherten Verhaltenserwartungen der SED zu erfüllen. Freizeit sollte so weit wie möglich kollektiv verbracht werden, um abweichendes Verhalten einer Sozialkontrolle zu unterwerfen. Und der staatliche Druck auf den DDR-Bürger, die Arbeit als gesellschaftspolitische Tätigkeit in Organisationen oder als Qualifizierung (Lehrgänge usw.) in seiner „freien“ Zeit fortzusetzen, führte zu einer erheblichen Verringerung des individuell verfügbaren Zeitbudgets.<sup>21</sup>

Die Länder Osteuropas waren nicht einfach nur „verspätete“ Konsumgesellschaften, vielmehr sieht man einen eigenen Weg zu mehr Konsum, der am Ende regimebedrohend wurde, weil er letztlich die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Systems sprengte. Die Versorgung mit entsprechenden Gütern fand hier nicht über den Markt statt, wie im Westen, sondern wurde zentralstaatlich gelenkt. Kennzeichnend war, dass diese Konsumpolitik zumindest in den 50er und 60er Jahren mit dem Anspruch auftrat, einen eigenen, antikapitalistischen Weg zu einem neuen Menschen zu verfolgen.

Der entscheidende Einschnitt zugunsten der Konsumorientierung lag nach Stalins Tod im Frühjahr 1953. Das bis dahin vorherrschende Modell: Konsumverzicht und Terror hatte den Sozialismus diskreditiert und konnte keine Vorbildrolle spielen – ganz anders als das amerikanische Modell, das auf die Gleichung zu bringen war: Demokratie ist Wohlstand und Konsum. Unter Nikita Chruschtschow – der daran erinnerte, dass der Sozialismus als Überflusgesellschaft konzipiert sei – wurden in der Sowjetunion spezifische Normen der sozialpolitischen Absicherung und des Konsums formuliert; Ziel war die Ausrichtung auf eine – wohlgemerkt – leistungsunabhängige Bedürfnisbefriedigung. So blieb Konsum stets eine Entscheidung der Politik, blieb stets eingebettet in die jeweilige Strategie der Herrschaftssicherung; nie war er abhängig von der realen Leistungskraft der Wirtschaft.

Nach dem Schock des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953, dessen Auslöser auch die Lebensstandardmisere infolge der von oben dekretierten Transformation des ökonomischen Systems war, vollzog die SED eine Wende; die Konsumgüterindustrie machte deutliche Fortschritte. Sichtbar wurde dies in den utopischen Beschlüssen des V. Parteitages der SED vom Juli 1958: Abgeleitet aus den Verteilungsprinzipien des Kommunismus entwarf man hier das spezifisch sowjetische Modell der Konsumgesellschaft; es wurde zur Grundlage der „Sowjetisierung des Konsums“ und sollte die Überlegenheit über den Kapitalismus unter Beweis stellen.<sup>22</sup> Dass dieses Modell nicht finanzierbar war, blieb ein wohlbehütetes Geheimnis. Allerdings konnte die Bewirtschaftung 1958 endlich vollständig aufgehoben werden. Dass in der DDR nun aber allen Ernstes der Wettstreit mit dem Kapitalismus auf das Feld des Konsums verlagert wurde, kann zwar angesichts des Hochgefühls, das aus dem Sputnik-Triumph resultierte, kaum überraschen, bedeutete jedoch nicht zuletzt wegen der ho-

<sup>21</sup> Vgl. Dieter Voigt: *Soziologie in der DDR*. Köln 1975, S. 117-132; Hansgünter Meyer: *Die DDR-Soziologie von den Anfängen bis 1971*. In: Hans-Christoph Rauh/Peter Ruben (Hrsg.): *Denkversuche. DDR-Philosophie in den 60er Jahren*. Berlin 2005, S. 413-457.

<sup>22</sup> Vgl. Stephan Merl: *Sowjetisierung in der Welt des Konsums*, in: Jaraus/Siegrist (Hrsg.), *Amerikanisierung und Sowjetisierung*, S. 167-194, hier S. 168.

hen Subventionslast den Weg in den ökonomischen Ruin. Dennoch waren viele Menschen in der DDR davon überzeugt, man könne den Lebensstandard in der Bundesrepublik einholen. In der Erinnerung vieler Ostdeutscher bedeutete das Ende der 50er Jahre eine Zeit, in der sie spürbare Fortschritte im Alltag wahrnahmen, ja, man glaubte sogar, „Jahre des Aufbruchs“ zu erleben. Der Traum von einer „sozialistischen Menschengemeinschaft“ auf höchstem wohlfahrtsstaatlichem Niveau war bald zu Ende.<sup>23</sup>

Das sowjetische Konsummodell wich besonders durch eine erzieherische Komponente ganz erheblich vom westlichen ab. Bestimmte langlebige Konsumgüter wie Waschmaschinen oder Kühlschränke sollten von mehreren Familien gemeinsam benutzt werden. Auch eine private Motorisierung lehnte Chruschtschow weitgehend ab und wollte Pkws nur in Form von Fahrgemeinschaften oder Taxis zur Verfügung stellen. Hier unterschied sich die DDR erheblich vom „großen Bruder“. Das westdeutsche Konkurrenzmodell erhöhte den Druck; seit Beginn der 60er Jahre stieg die Haushaltsausstattung mit langlebigen Konsumgütern sprunghaft, und mit Trabant und Wartburg wurden zwei Pkw-Typen produziert, die grundsätzlich eine private Motorisierung anvisierten. Die zentralistische Organisation des Konsums führte zu zahlreichen Engpässen, Blockaden und zu einem eigentümlichen Beschaffungswesen: Sozialismus ohne Beziehungen – das war tatsächlich wie Kapitalismus ohne Geld.<sup>24</sup>

### III. (Politische) Ideen

Diejenigen, die in der Bundesrepublik Deutschland das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit modellierten und damit viel Zuspruch fanden, waren keine Unbekannten. In der Weimarer Republik noch „Jungkonservative“ genannt, waren sie nun zu den tonangebenden Nachkriegskonservativen aufgestiegen. Sie entstammten vor allem dem Umkreis der Leipziger Schule, die den soziologischen Diskurs in der Zwischenkriegszeit bestimmt hatte: Hans Freyer und seine Schüler Arnold Gehlen, Helmut Schelsky sowie Gunter Ipsen. Angesichts des Kalten Krieges akzeptierten die meisten westdeutschen Konservativen die westlich-liberale Demokratie, und sie wollten zwei Dinge zugleich bewerkstelligen: konservative Grundwerte erneuern und versuchen, den deutschen Konservatismus mit der westlichen Liberaldemokratie zu versöhnen. Was sich hingegen nicht grundlegend änderte war ihre kritische Attitüde gegenüber der Moderne.<sup>25</sup>

Besonders kennzeichnend für die Nachkriegszeit sind die Diskussionen um „Verfassung“ und „Person“. Zum philosophischen Säulenheiligen des westdeutschen

<sup>23</sup> Siegfried Prokop: Zur Entwicklung des Lebensstandards in der DDR (1958-1963/64). In: Eva-marie Badstübner (Hrsg.): *Befremdlich anders. Leben in der DDR*. Berlin 2000, S. 167-194, hier S. 168.

<sup>24</sup> Diesen „Erfahrungsschatz einer DDR-Bürgerin“ zitiert Peter Bender: *Deutschlands Wiederkehr. Eine ungeteilte Nachkriegsgeschichte*. Stuttgart 2007, S. 62.

<sup>25</sup> Siehe allgemein dazu Jens Hacke: *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*. Göttingen 2006, sowie Chun, Jin-Sung: *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modemitätskritik und sozialwissenschaftlicher Innovation 1948-1962*. München 2000.



Bürgertums avancierte namentlich Ortega y Gasset mit seinem Buch „Der Aufstand der Massen“, bereits 1930 in Spanien erschienen, nun aber millionenfach verkauft und, sicherlich weniger, auch rezipiert.<sup>26</sup> Die Vermassungskritik hatte bereits als Hauptangriffspunkt der Weimarer Konservativen gegenüber der Moderne gegolten; sie wurde nun von den Nachkriegskonservativen weitgehend übernommen. Allerdings wandelte sich ihre politische Implikation: Die Rede vom „Aufstand der Massen“, die Verhöhnung des „Durchschnittsmenschen“ und die Klage über den „Kulturverfall“ in der modernen Welt<sup>27</sup> zielte nun auf die Kritik des Totalitarismus ab.

Hans Freyer bezeichnete die moderne, zunehmend verselbständigte Gesellschaft als „sekundär“, weil sie sich von den natürlichen Grundlagen, nämlich einem „rationalen Gebilde auf gewachsenem Grund“ gelöst habe.<sup>28</sup> Seine These war auf unzähligen Tagungen in aller Munde. Freyer meinte mit großem Gestus, ungefähr alle zehntausend Jahre gäbe es Mutationen in der menschlichen Geschichte – also Großereignisse, die die gesamte menschliche Lebenswelt veränderten. Im industriellen System sah er eine weitere solche Kulturschwelle der Menschheit erreicht. Die technische Rekonstruktion und die Neuschaffung der Welt hatten für ihn zur Folge, dass sich die Menschen von der Geschichte abwendeten. Die Einbuße an Geschichtsbewusstsein liege in der Logik der neuen modernen gesellschaftlichen Dynamik. Der Mensch könne sich von den Zwängen der Natur lösen und eine eigene Welt selbst generierter Struktur- und Sachzwänge schaffen. Dabei waren allerdings nur noch Zweckmäßigkeit, rationales Verhalten und Effizienzdenken als maßgebliche Werte übrig geblieben.

Arnold Gehlens Diagnose knüpfte daran an, war jedoch von einem noch tieferen Krisenbewusstsein geprägt: Die moderne Kultur sei aufgrund ihrer Unsinnlichkeit, Abstraktheit und Leistungsorientierung aus ihren inhaltlichen Zusammenhängen sowie aus der organischen Bindung an die Natur herausgerissen und führe zu einer verabsolutierenden „Selbstbewegung“ in den modernen Wissenschaften und Künsten sowie in den industriellen Betrieben. Der moderne Mensch sei somit aus dem Zusammenhang der erlebbaren Wirklichkeit herauskatapultiert und isoliert. Nachdem sich in der Folge der Teilung der Welt nach 1945 in den beiden antagonistischen Welthälften jeweils Basisideologien etabliert hätten, sei ideengeschichtlich nichts Neues mehr zu erwarten. Ein nachgeschichtlicher, dauerhafter Zustand der Weltzivilisation sei angebrochen: das Posthistoire. Dieser Zustand funktionierte Gehlen zufolge wie ein großer Apparat, der Subjektivität und Kontingenz hinfällig mache.<sup>29</sup>

Das Geschichtsdenken dieser Nachkriegskonservativen kreiste weiterhin, wie zu Weimarer Zeiten, um eine kritische Sicht auf die Moderne. Aber wenn der moderne Mensch die Umwelt nicht mehr als etwas geschichtlich Gewordenes, sondern nur noch als fraglos Gegebenes, als geschichtsloses Sein erkennen könne, drohte das Bedürfnis nach übergreifender Sinndeutung zu ersticken. Nur eine geschichtliche Be-

<sup>26</sup> José Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen. Stuttgart 1956.

<sup>27</sup> Ebda., S. 64, 82.

<sup>28</sup> Hans Freyer: Theorie des gegenwärtigen Zeitalters. Stuttgart 1955, S. 92.

<sup>29</sup> Arnold Gehlen: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Reinbek 1957. Zur Posthistoire-Debatte im gesamten 20. Jahrhundert siehe: Lutz Niethammer: Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek bei Hamburg 1989.

sinnung konnte helfen, die Entfremdung des Menschen durch „sekundäre Systeme“ zu überwinden. Nur so konnte der düsteren Zukunftsprognose – dass bedingt durch (amerikanische) Technisierung und Vereinzelung ein allgemeiner Gemeinschaftsverlust voranschreite – etwas entgegen gesetzt werden. Sie suchten deshalb einen Orientierungspunkt, der die spezifisch modernen Traditionsbrüche sozusagen heilen konnte. Und sie fanden ihn in der Tradition des „Abendlandes“. Dieser Abendlandgedanke kam in der Nachkriegszeit parallel zur Veränderung der Machtkonstellationen im Kalten Krieg zustande – und eignete sich trefflich, um ein westeuropäisches Geschichtsbild mit teilnationalen Gegebenheiten zu versöhnen.

„Abendland“ – christlich, katholisch, westeuropäisch, Karl der Große usw. – was auch immer dabei mitschwang: Es war eine Art Unabhängigkeitserklärung gegenüber dem bloß als materialistisch wahrgenommenen Amerika. Dieses Amerika war Traum und Albtraum zugleich, Symbol für die erhoffte oder befürchtete Zukunft, Ausdruck von Technisierung, Rationalisierung und Fortschritt – aber ebenso Beispiel für Seelenlosigkeit, geistiger Leere und Verflachung. So sehr die politische, wirtschaftliche und militärische Suprematie Amerikas anerkannt wurde – man benötigte die Amerikaner ja schließlich als Schutzmacht –, so drangen mittels des Abendlandbegriffes altbekannte Überlegenheitsgefühle gegenüber der, wie man mit hochgezogenen Augenbrauen vermerkte, zivilisatorisch vielleicht weit entwickelten, dafür allerdings geistig-kulturell doch arg zurückgebliebenen „Neuen Welt“ durch. So setzte sich ein traditioneller deutscher Dünkel, der tiefgründig-deutsche Kultur einer flachen-westlichen Zivilisation gegenüberstellte, fort. Bis zum Ende der 50er Jahre wurde diese abendländische Komponente immer schwächer, die Dimensionen der Amerikanisierung hingegen immer stärker.<sup>30</sup> Doch der ideelle Weg der Bundesrepublik in den 50er Jahren, den man trefflich als „Modernisierung unter konservativen Auspizien“<sup>31</sup> beschreiben kann, begann beim Abendland.

Die zunehmende Begeisterung für den Westen speiste sich aus der Angst vor dem Osten. „Christliches Abendland“ war auch, wenn nicht sogar in erster Linie, die Kampfpapare gegenüber dem „antichristlichen Bolschewismus“, jenem Feind im Osten, der über die tiefen Brüche hinweg seit 1917 der gleiche geblieben war. Nur vor diesem Hintergrund ist die so erfolgreiche Integration konservativen Denkens in die Ideenlandschaft der Bundesrepublik und die bereitwillige Bejahung einer im Kern „antinationalen“ Westintegration zu erklären.

Die Menschenbilder und ideologischen Praktiken im Osten drehten sich um die fiktive Einheit von Staat, Partei und Volk. Der Parteauftrag der SED lautete, „ein neues Deutschland“ zu errichten, einen neuen Menschen heranzuziehen und eine neue Gesellschaft aufzubauen.<sup>32</sup> Die Kritik am Amerikanismus und an den faschistisch-kapitalistisch-imperialistischen Ausbeutergesellschaften im Westen gehörte

<sup>30</sup> Axel Schildt: Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideengeschichte der 50er Jahre. München 1999.

<sup>31</sup> Christoph Kleßmann: Ein stolzes Schiff und krächzende Möwen. Die Geschichte der Bundesrepublik und ihre Kritiker. In: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S. 476-494, hier S. 485.

<sup>32</sup> Dieter Vorsteher (Hrsg.): Parteauftrag. Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 13. Dezember 1996 bis 11. März 1997. Berlin 1996.

zum alltäglichen Propagandaarsenal. Mochte der Osten vom ökonomischen und konsumistischen Standpunkt aus gesehen (bei ehrlicher Betrachtung) auch dem „materialistischen“ Westen hinterher hinken, so zeuge doch gerade die Askese des neuen Menschen im Dienste einer künftigen Gesellschaftsordnung von seiner moralischen Überlegenheit. Die Menschen wurden von den Parteikadern immer wieder auf das zukünftige Paradies vertröstet – dabei wollten sie im Hier und Jetzt gut leben; das war das Dilemma der SED.

In seinen Erinnerungen erzählt Fritz Stern die sarkastische, aber letztlich treffende Bemerkung eines DDR-Bürgers zur Idee des Sozialismus: „Sozialismus ist das rationale und wissenschaftliche Werk eines geeinten und heroischen Volkes, Schwierigkeiten zu überwinden – die nirgendwo sonst existieren.“<sup>33</sup> Walter Ulbricht hatte seine Vorstellungen von der „sozialistischen Moral“ im Juli 1958 vor den Delegierten des 5. SED-Parteitag in „zehn Geboten“ zusammengefasst. Das erste und wichtigste Gebot lautete: „Du sollst Dich stets für die internationale Solidarität der Arbeiterklasse und aller Werktätigen sowie für die unverbrüchliche Verbundenheit aller sozialistischen Länder einsetzen.“<sup>34</sup>

Ulbricht war es auch, der bereits auf der 2. Parteikonferenz der SED am 9. Juli 1952 die Pflege eines patriotischen Bewusstseins eingefordert hatte:

„Jeder versteht, welch große Bedeutung das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte für den Kampf um die nationale Einheit Deutschlands und die Pflege aller großen Traditionen des deutschen Volkes hat, besonders gegenüber dem Bestreben der amerikanischen Okkupanten, die großen Leistungen unseres Volkes vergessen zu machen.“

Manche Delegierten mochten ihren Ohren nicht getraut haben, galt doch bislang die „Misere-Theorie“, welche die deutsche Geschichte von der Katastrophe des Nationalsozialismus her rekonstruierte und somit schwerlich eine nationale Begeisterung stimulieren konnte. Ähnlich war ja auch der Blick angelsächsischer Historiker auf die deutsche Geschichte. Auch deshalb verordnete die SED nun Selbstbewusstsein anstelle von Schamhaftigkeit. Der große Stalin, so Walter Ulbricht, habe hervorgehoben, dass Geschichte immer eine Geschichte des Kampfes zwischen Altem, Überlebtem, und dem Neuen, Fortschrittlichen sei. Eine Darstellung der „deutschen Misere“ greife daher viel zu kurz. Es müssten hingegen die großen Traditionen des deutschen Volkes „historisch richtig“ dargestellt werden.<sup>35</sup> Und das hieß: Ausschau halten nach national-revolutionären Kämpfen, als deren Höhepunkt die Gründung der mit einem gesamtdeutschen Auftrag ausgestatteten DDR ausgemacht wurde.

So benötigte man nur noch starke Bindungen an die Sowjetunion, und wer sucht, der findet: Ein neuer Bezugspunkt in der frühen Herleitung der DDR wurde – neben 1848 – im Jahr 1952, ein Jahr vor dem 140. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, die Ära der Befreiungskriege 1813-1815. Die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetunion konnte so unter Verweis auf die Taurogener Neutralitätskonvention von 1812 zwischen Yorck und Diebitsch mit einer – verquerten – Traditionslinie unterlegt werden. Diese Linie, das war das Zentrale, transportierte die gesellschaftspolitische

<sup>33</sup> Fritz Stern: Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen. München 2007, S. 417.

<sup>34</sup> Zit. nach Ulrich Mählert: Kleine Geschichte der DDR 1949-1989. München 1998, S. 88.

<sup>35</sup> Protokoll der Verhandlungen der 2. Parteikonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands vom 9. bis 12. Juli 1952 in Berlin. Berlin 1952, S. 122.

Orientierung an der Sowjetunion, die antiwestliche Ausrichtung der DDR wie auch den steten Kampf für die deutsche Einheit unter sozialistischer Fahne. Man war sich gewiss: Im christlichen Abendland, im Westen, ging die Sonne unter, im sozialistischen Zukunftsland im Osten hingegen ging sie auf.

#### IV. Fazit

Am Ende unserer knappen Erkundungen soll ein vorläufiges Fazit stehen. Während des Ost-West-Konflikts gab es in vielen Bereichen einen Wettkampf um die „bessere“ Moderne. Auffallend war die dünnkelhafte Attitüde westdeutscher Intellektueller gegenüber der westlichen Moderne und Amerika. Längerfristig bewirkten zeitlich je unterschiedlich verlaufende Modernisierungsschübe, dass man sich weitgehend mit dem bürgerlichen, westlichen Weg in die Moderne aussöhnte. Im Osten blieb dies durch den Systemkonflikt versperrt. Aber ging nicht, so Hartmut Kaelble, „jede große Zivilisation der Welt (...) ihren eigenen Weg der Moderne“ und sollten wir deshalb nicht von einer „multiplen Moderne“ sprechen?<sup>36</sup> Die Spaltung der Welt und Europas war die beherrschende Divergenz seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, und die politischen Systemgegensätze gruben sich tief in die Gesellschaften und Kulturen ein, sie zogen Gräben zwischen dem Osten und dem Westen. Stefan Plaggenborg hat kürzlich herausgearbeitet, dass und wie die UdSSR im 20. Jahrhundert die Moderne auf eigene Weise geprägt hat.

„Nach Ablauf eines gigantischen Modernisierungsprozesses sollte die Sowjetunion in das Stadium der sozialistischen Moderne eintreten, das heißt, dass die normativen Absichten der revolutionären Elite und der Ideologie verwirklicht würden.“<sup>37</sup>

Kommunismus erschien in dieser Weltsicht als ein Begriff für eine andere, alternative und bessere Moderne. Diese sollte den morschen Kapitalismus überwinden. Die Sowjetunion verfolgte ihren spezifischen Modernisierungsweg und brachte so offenbar eine eigene, äußerst gewalttätige „Moderne“ hervor. Ihre Satellitenstaaten nach 1945 schlugen Abweichungen vom Hauptweg ein. Am Wegrand der DDR stand stets die Bundesrepublik als Konkurrenzmodell. Ob diese östliche „Moderne“ aus einem gemeinsamen europäischen Kontext heraus zu verstehen und in sie einzugliedern ist oder ob sie nicht doch vielmehr nur deren Nachtseite mit Repression, wirtschaftlicher Stagnation und moralischem Verfall darstellt, bleibt zu diskutieren.

<sup>36</sup> Kaelble, Sozialgeschichte Europas, S. 11.

<sup>37</sup> Stefan Plaggenborg: Experiment Moderne. Der sowjetische Weg. Frankfurt a. M. 2006, S. 18.